

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

100 (16.12.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 16. Dezember 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

Nro. 100.

Die Neue kommt oft zu spät,

oder:

Der Unbeständige.

(Fortsetzung.)

Julius schwieg einige Augenblicke, wie es schien, tief erschüttert; dann sagte er stoßend:

„Wenn Du Ursache zu haben glaubst, über mich Klagen zu dürfen, warum sprichst Du nicht lieber gerade heraus? warum sagst Du nicht, das und das mißfällt mir an Dir, ändere es ab? Ja, mache mir selbst laute, heftige Vorwürfe, nur verschone mich mit dieser stummen Anklage, mit diesen trüben Blicken und dem Anblick Deines Hinwinkens.“

„Das steht nicht in meiner Macht, Julius,“ sagte sie, sich zusammen nehmend; „Du weißt, was mich so unglücklich, ja darf ich sagen, so elend macht: es ist der Verlust Deiner Liebe, die jetzt eine Andere besitzt; was würden mir Vorwürfe helfen, was laute Klagen! Dem Unabänderlichen darf man nichts entgegensetzen, als leidende Geduld, und diese, diese biete ich gegen mein Geschick auf.“

„Du bist noch nicht auf dem rechten Wege, Clementine; eine Frau, die alle Sorgen für ihr Aeußeres aufgiebt, die sich unablässig in eine Stimmung versetzt, welche ihre körperlichen Reize nach und nach unfehlbar zerstören muß, darf nicht hoffen, je wieder die vorige Gewalt über das Herz ihres Gatten zu erlangen, angenommen, daß dieser für einige Zeit auf Abwege gerathen wäre und einer Anderen huldigte.“

„Wehe der Frau, die auf nichts anderes Anspruch macht, als darauf, die Sinnenliebe ihres Gatten stets wach zu erhalten,“ sagte Clementine nicht ohne einigen Stolz; „tief würde es mich beschämen, wenn nichts an mir zu lieben wäre, wenn Du nie etwas an mir geliebt hättest, als die flüchtigen Reize, die doch aber kurz oder lang ein Raub der Zeit werden. Was nennst Du die Vernachlässigung meines Aeußeren, Julius? Kleide ich mich etwa weniger sorgfältig als früher? begegnet Dein Auge ungeschicklichen Formen an mir? Was Du an mir tabelst, das Verblühen und Hinwinken meiner Gestalt, ist unabhängig von mir, denn das hat eine innere Ursache; es ist der unbeflegbare Schmerz, über Deinen Verlust, der mich körperlich zerstört.“

„Sag' lieber, daß es die Folge einer eben so ungegründeten als unfruchtlichen Eifersucht sei, dann wirst Du Recht haben, Clementine.“

„So suche mich von dieser Krankheit, wenn ich sie wirklich habe, dadurch zu heilen, daß Du einen Umgang aufgiebst, der mich so unglücklich macht. Dem von einem finstern Bahn Befangenen nimmt man ja vorsichtig die Waffe weg, womit er sich tödtlich verletzen könnte.“ Julius schwieg einige Augenblicke, dann aber sagte er herzlos und kalt: „Jeder Wahnsinn ist zu heilen durch Zeit, Mittel und Geduld; aber nicht die Eifersucht. Ich kann nichts weiter thun, als Dich bedauern und Dich Deinem selbst bereiteten Schicksale überlassen.“

„Und ich werde es zu ertragen wissen!“ sagte Clementine, das schöne bleiche Haupt in den Busen senkend.

Julius stand jetzt auf, ergriff das Licht und wollte sich entfernen; in der Thür aber kehrte er nochmals um, trat zu ihr und wollte sie küssen; sie wich einige Schritte zurück, denn zuerst im Leben verachtete sie ihn, und so war es ihr unmöglich, eine Liebkoßung von ihm zu erdulden, an der sein Herz keinen

Antheil hatte, ja die er ihr augenscheinlich nur als ein Almosen zuwarf.

„Also auch mit dem Schmolken willst Du es versuchen?“ sagte er mit einem erzwungenen Lächeln. Sie antwortete ihm nicht, sondern wandte sich von ihm ab. Er ging. — „O Gott, mein Gott!“ rief sie, auf ihre Kniee niederstürzend, sobald er sich entfernt hatte; „laß es ihm nicht gelingen, mein Herz zu brechen; um dieses unschuldigen Kindes willen laß mich die Kräfte haben, mein Daseyn zu ertragen!“ — Sie eilte an das Bett ihres Rudolph's, schloß ihn in ihre Arme, überhäufte ihn mit ihren Thränen und Küßen. Der Kleine erwachte, schlug die schönen, dunkeln Augen auf, streckte ihr seine Arme entgegen und sagte: „Mutter!“ — „O welch' ein Trost war ihr ihr Kind in diesem Augenblicke! Sie fühlte sich nicht ganz verlassen, nicht ganz ohne Liebe, sie fühlte durch dieses holde Geschöpf sich noch eng mit dem Daseyn verbunden, fest an das Leben gefettet. Ruhe kehrte in ihr Herz zurück; sie begab sich zu Bett und schüttete in einem innigen Gebete ihr Herz vor Gott aus; nicht um Glück wagte sie ihn mehr zu bitten, sondern nur um Kraft und Standhaftigkeit, ihre Leiden ertragen zu können.“

Am nächsten Morgen sah sie Julius nicht, denn dieser hatte sich, wie das Mädchen ihr sagte, sein Frühstück sich auf's Zimmer bringen lassen, und war dann gleich ausgegangen; dies beunruhigte sie, denn nun glaubte sie ihn voll Zorn gegen sie. Am Mittag aber trat er zu ihr in's Zimmer, zwar etwas schüchtern, aber doch mit einem freundlichen Gruß. Er nahm ihr den Knaben vom Arme und tändelte mit diesem, was er lange nicht gethan hatte; das Kind aber kannte seinen eigenen Vater kaum mehr, und that daher fremd gegen ihn, welches Clementine nicht wenig ängstete. — Bei Tische war Julius zwar einsylbig, aber nicht mürrisch; er wagte es sogar, wiewohl nicht ohne einige Schüchternheit und Verlegenheit, seine Gattin zu umfassen und einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken; sie litt es, und ein leiser Anflug von Röthe zeigte sich auf ihrem bisher so bleichen Antlitz; sie war noch einmal so schön, wie in den Tagen blühender Jugend und des Glücks; überrascht sah er sie an und drückte sie dann nochmals, inniger als zuvor, an sein Herz.

„Clementine,“ flüsterte er, sein Haupt auf ihre Schulter legend, „Clementine, hast Du mir verziehen? ich war gestern Abend —“

„O nichts weiter davon!“ rief sie fast erschrocken, „bei der Seligkeit dieses Augenblicks, keine Erinnerung daran, Julius!“

„Ich bleibe diesen Abend bei Dir, Clementine; ich gehe gar nicht aus,“ sagte er rasch und eilte fort.

„Wäre es möglich? Gott, Du hättest mein Gebet erhört?“ rief sie, Augen und Hände zum Himmel emporhebend. — Am Abend blieb Julius wirklich zu Hause, sie tranken Thee miteinander, er las ihr vor, brachte gemeinschaftlich mit ihr den kleinen Rudolph zu Bett, und arbeitete dann noch einige Stunden an demselben Tische, woran sie mit ihrer Handarbeit saß. Wer beschrieb, was in diesen seligen Stunden in Clementinen's Herzen vorging, welche süße Hoffnungen es nochmals zu fassen wagte, wie sie schwelgte im Gefühle des Glücks, das sie für sich auf immer verschwunden glaubte. — Drei Tage dauerte das so fort, zwar trat Julius im Laufe des Abends mehrere Male unruhig an's Fenster und sah die Gasse hinunter, die zu

Georginen führte; aber er blieb doch. Endlich brachte man ihm einen Brief — Clementine erbebt, denn sie erkannte auf der Adresse eine weibliche Handschrift — ihre innere Angst, mehr noch Julius' Erblicken beim Empfang desselben sagten ihr nur zu deutlich, daß das Schreiben von Georgine sei. — Julius ergriff mit sichtbar zitternder Hand eins von den auf dem Tische stehenden Lichtern und entfernte sich mit dem Briefe auf sein Zimmer; gesprochen wurde kein Wort zwischen ihnen. Er blieb ziemlich lange weg — die halbe Stunde seiner Entfernung war eine Ewigkeit für Clementinen's jagendes Herz, denn ach! welchen Befürchtungen mußte sie sich nicht wieder hingeben!

Endlich kehrte Justus zurück; er sah sehr blaß aus und suchte ihre, sein Auge ängstlich bewachenden Blicke zu vermeiden; aber er setzte sich schweigend wieder an seine Arbeit und zwang sich im Laufe des Abends sogar zur Heiterkeit, wobei man es ihm aber ansah, wie schwer es ihm fiel, sich in diese Stimmung hineinzuzwängen. Clementine fragte nicht nach dem Briefe und er sprach nicht darüber; hätte er den Muth gehabt, ihn ihr zu zeigen, ihr offen seine früheren Vergehungen zu gestehen, so wären sie gerettet gewesen, dann hätte seine schwankende Tugend eine Stütze an ihrer Milde und Vergebung gefunden, sie würde für ihn und mit ihm gekämpft haben — aber er schwieg! — In Georginens Briefe standen bloß die Worte:

„Sie zürnen noch immer, Sie schmolten sogar, wie mir Ihr ganzliches Wegbleiben zeigt? Ich bin krank, bettlägerig, kann also meine gute Sache gegen Sie nicht verfechten. Wie Napoleon zu Fontainebleau, biete ich Ihnen, obgleich ich noch gute Streitkräfte hinter mir habe, den Frieden: werden Sie ihn annehmen, werden Sie kommen?“

„Georgine v. Sternau.“

Erst hatte er ihr antworten wollen, dann aber doch unterlassen, denn noch war er nicht mit sich einig, was er ihr schreiben sollte — und mußte. Seine Unruhe vermehrte sich aber mit jeder Stunde, und selbst um Mitternacht, als er allein auf seinem Zimmer noch wach, Clementine aber schon längst zur Ruhe geeilt war, schwankte er, ob er nicht zu ihr gehen müsse, um sie wenigstens über sein Zürnen zu beruhigen; zugleich aber wollte er ihr sagen, daß seine Ruhe, seine Pflichten als Gatte und Vater es von ihm erheischten, sich von ihr zu trennen. Doch woher den Muth nehmen, ihr das zu sagen? Mußte er nicht fürchten, sogar lächerlich von ihr zu werden, wenn er ihren Umgang aufopferte, um der eifersüchtigen Grille einer Gattin Genüge zu leisten? Was war denn bisher zwischen ihnen geschehen, das Clementinen das Recht hätte geben können, ihre Verbindung für lasterhaft zu halten? — Den ganzen folgenden Tag trug er sich mit diesen Gedanken und Vorstellungen umher; als aber der Abend dämmerte, nahm er seinen Mantel — und ging! Clementinen's Auge starrte ihm nach, das Herz in ihrer Brust hörte fast zu schlagen auf, denn sie wußte, wohin er ging, wußte, daß ihr Glück jetzt ganz und auf ewig zertrümmert war! — Diesmal blieb sie nicht nach ihm auf — sie hatte nicht den Muth, ihm in das schuldige Anitz zu sehen; denn bis Mitternacht hatte sie ihn erwartet, von Zeit zu Zeit thörigen Hoffnungen Raum gebend, daß sie sich doch wohl über den Zweck seines Ausgehens geirrt haben könne; als er aber da nicht kam, konnte sie sich selbst nicht mehr täuschen, und Krostlosigkeit, Verzweiflung erfaßten ihr Herz.

Es war gegen 2 Uhr, als Julius nach Hause kam; er stand eine Weile vor der Thür, bevor er die Klingel anzog; denn die Furcht hielt ihn davon ab, wie sonst, Clementinen's Blicken zu begegnen. Er fühlte einige Erleichterung, als das Dienstmädchen ihm öffnete. Ohne den Blick zu dieser zu erheben, fragte er:

„Meine Frau ist doch wohl?“

„Wie ich glaube, ja!“ war die Antwort; „die Frau

Räthin waren bis Mitternacht auf und gingen dann zuerst zu Bett.“

Julius stieg leise die Treppe hinauf, um seine Gattin nicht zu wecken; als er auf seinem Zimmer angelangt war, that er das Licht aus und warf sich angekleidet aufs Bett. — Ein Strom von Thränen entfloß hier seinem Auge, die entsetzliche Reue folterte sein Herz, denn jetzt war jede Scheidewand zwischen ihm und dem Verbrechen eingesunken, und im Laufe eben dieses Abends, den er dazu bestimmt hatte, sein Verhältniß zu Georginen ganz zu enden, schloß er auch gegen den Buchstaben des Gesetzes. — Die Schilderungen der Scenen, die seinem und Georginen's gänzlichem Versinken vorangingen, erlasse mir der freundliche Leser; genug, er theilte ihr seine Absicht mit, sich von ihr trennen zu wollen; sie erschraek, suchte ihm dann dieselbe lächerlich zu machen, und als ihr dieses nicht gelang, nahm sie ihre Zuflucht zu Thränen, zeigte sie unumwunden eine Verzweiflung, die seinem männlichen Stolze nicht wenig schmeichelte und jede klare Besonnenheit in ihm ertödete. — Das Laster hatte gefegt, der erste entscheidende Schritt auf der Bahn desselben war gethan und weinend entfloß der Genius der Tugend für immer. (Schluß folgt.)

© Einsamkeit.

Wenn einst die goldnen Träume, welche die kühnen Wünsche unserer jugendlichen Phantasie woben, verweht sind; wenn ihre Täuschungen sich um unsre Seele legen und Kummer und Sorge die einzigen Freunde sind, die uns nicht verlassen, und uns des Lebens Bürde niederdrückt: dann erfüllt uns eine unennbare Sehnsucht nach Ruhe, und wir verlangen nach nichts auf der Welt inniger als nach — Einsamkeit. Nur der von den Stürmen des Schicksals umhergeriebene Mensch fühlt ihren Werth ganz, und doch ist der Mensch nicht für die Einsamkeit geboren. Flieht wohl derjenige aus Feigheit vor den Menschen, welcher keine Gefahr jemals gesehet, der dem Glend tief ins Auge gesehen und für den der Tod selbst jedes Schreckhafte verloren hat? Gewiß nicht. Aber dennoch flieht er vor dem Menschen, ihm mit Byron zurendend:

Wer dich durchschaut, der fliehet weit und weiter

Vor dir dem Letzten auf der Himmelsteiter!

Ihm gehört die Einsamkeit, der für sein redlichstes Streben nur Verkennung und schändliche Mißgunst erntete, den all seine Wünsche täuschten und jede Hoffnung hinterging. Ihm gehört die Einsamkeit. Mißgönnt sie ihm nicht auch, sie ist der letzte stille Hafen, in den er mit seinem Schmerz aus dem Weltgewühl flüchten kann. Hier nur findet er noch Trost und Friede, wenn ihn rings die Stille umgibt und die trauten Bilder aus fernem längst verklungenen schönern Stunden wie segnende Geister ihn umschweben. Begünstigen sich einmal die Menschen damit, Menschen zu seyn, so wird kein Mensch mehr die Einsamkeit als seine Heimath erkennen. Wie lange soll sie noch die Heimath des Unglücks bleiben? Wer wüßte diese Frage nicht zu beantworten!

Ein Mißverständnis.

Herr Registrator Puhlemer ist auf irgend einem Bureau angestellt, hat eine Frau und keine Kinder. Bis jetzt habe ich hoffentlich nichts Unglaubliches erzählt. Therese, seine Frau, ist 25 Jahre alt, sehr gebildet, und liest das Modejournal, ist gern Kräuterkäse, und schwärmt für Alles, was Mode ist. Sehr natürlich ist es also auch, daß sie für List schwärmt, und kein Concert des Virtuosen unbesucht ließ. Sie sprach von nichts, als von List, sie dachte an nichts, als an List, und träumte von nichts, als von List.

Es war am Tage nach dem Concerte der Gebrüder Ganz, in welchem der Klaviervirtuose List das Orchester dirigirte, als Madame Puhlemer auf den Markt ging, um etwas Gemüse einzukaufen. Niemand blieb zu Hause als die Köchin, denn

Herr Puhlemer war auf sein Bureau gegangen. Als Therese nach etwa einer Stunde zu Hause kam, war das Dienstmädchen zu einem Kaufmann in der Nähe gegangen. Therese trat in das Wohnzimmer, legte, an nichts Böses denkend, Mantel und Hut ab und wollte sich an ihr Nähtischchen am Fenster setzen, um die letzte Hand an eine mit Perlen gestickte Cigarrenbüchse zu legen. Diese Cigarrenbüchse war zum Geschenk für Lisi bestimmt, sie hatte lange heimlich daran gearbeitet, und wollte dieselbe am Tage seiner Abreise dem Virtuosen mit einem anonymen Briefe übersenden. Doch Wunder über Wunder, was erblickten ihre Augen auf dem Nähtischchen? Mit Frakturchrift sieht sie die Buchstaben F. L. mit Kreide auf den Tisch geschrieben. „F. L.“ fragt sie sich, „was kann das seyn? was mag das bedeuten? Ha!“ fährt sie mit blitzenden Augen und erglühenden Wangen fort, „sollte er hier gewesen seyn? Er, der Himmlische? Gewiß! Er hat mich bei jedem seiner Concerte in der ersten Reihe der Zuhörerinnen bemerkt, hat mein Entzücken über sein wunderherrliches Spiel gesehen, hat sich erkundigt, wer ich bin, und hat mich“ — das Entzücken hemmt fast ihre Sprache — „hat mich besuchen wollen! Mich! O, ich Glückliche aller Sterblichen! — Glückliche? — Nein, das bin ich nicht!“ — Thränen treten ihr in die Augen — „Glückliche? Da er mich nicht getroffen hat! Da er vergebens gekommen ist! Doch nein, das soll, das darf nicht seyn! Sogleich will ich mich ankleiden, zu ihm eilen, ihm zu Füßen stürzen, dem Herrlichen, und — doch halt! beinahe hätte ich vergessen!“ Mit diesen Worten eilt Therese in die Speisekammer, holt eine gläserne Käsestürze und deckt dieselbe, nachdem sie noch einen Kuß darauf gehaucht hat, über die kostbaren Buchstaben F. L. „So“, ruft sie aus, „so soll es bleiben! Und Kinder und Kindeskinde werden einst mit heiliger Scheu diesem Tische sich nähern, auf welchem die himmlische Hand des Göttlichen, dessen Name mich mit unennbarer Wonne durchschauert, geruhet hat. Himmel, da kommt mein Mann!“ — „Guten Morgen, mein Schatz!“ sagt Herr Puhlemer, indem er seine Aktien ablegt. „Bist du so gut gewesen?“ „Was meinst du, lieber Mann?“ „Ich hab dich doch heute Morgen, mir einige Flanelklappen für mein gichtisches Bein zu besorgen.“ „Ach, das habe ich ganz vergessen!“ „Oh! Ich habe dir doch, als ich fortging, mit großen Buchstaben F. L. (Flanelle) auf den Tisch geschrieben!“ Madame Puhlemer drohte in Ohnmacht zu sinken. Wie man sagt, soll dieß F. L. ihre Schwärmerei für Lisi ziemlich geheilt haben.

Napoleons berühmteste Generale.

Eine Zusammenstellung der berühmtesten Generale Napoleons gibt in Betreff ihres Herkommens folgendes Bild:

Augereau, Herzog v. Castillon, war der Sohn eines Fruchthändlers in Paris.

Bernadotte, der verstorbene König von Schweden, Sohn eines Advokaten in Peau.

Bertier, Fürst von Wagram und Neuschatel, Sohn eines Hausbedienten im Kriegspalaste.

Bessiers, Herzog v. Istrien, Sohn eines Bürgers zu Poissac.

Jourdan, Sohn eines Bürgers in Limoges.

Kleber und Kellermann, Herzog von Balm, Söhne von Bürgern aus Strassburg.

Lannes, Herzog von Montebello, Sohn eines Färbers zu Lactoure.

Lefebvre, Herzog von Danzig, Sohn eines Husaren zu Roussac.

Massena, Fürst von Geling, Sohn eines Weinhändlers in Nizza.

Moncey, Herzog von Conegliano, Sohn eines Advokaten in Besançon.

Mortier, Herzog von Treviso, Sohn eines Krämers zu Cateau-Cambrosis.

Murat, König v. Neapel, Gastwirthssohn, aus la Bastide.

Nej, Fürst von der Moskwa, Sohn eines Fassbinders zu Saarlouis.

Dudinot, Herzog v. Reggio, Kaufmannssohn aus Bar.

Soult, Herzog von Dalmatien, Bauerssohn aus Saint-Amand.

Souchet, Herzog v. Albufere, Fabrikantensohn aus Lyon.

Victor Perrin, Herzog von Belluno. Von seiner Abstammung weiß man nur so viel, daß er zuerst Latenbursche zu Troyes gewesen ist.

Noch einige berühmte Männer ohne Ahnen.

Euripides war der Sohn einer Obsthöckerin.

Sokrates, der Sohn einer Hebeamme (sage femme).

Pindar, der Sohn eines reisenden Flötenspielers.

Aeschines, der Sohn eines Taschenspielers.

Virgil, der Sohn eines Bäckermeisters.

Papst Sixtus V., der Sohn eines Schweinehirtens.

Der berühmte Redner Flechier kommt noch unter Virgil; sein Vater war nur Bäckergefelle.

Rousseau und Beaumarchais waren Uhrmachersöhne.

Shakespeares Vater war Schlächter und Thorwaldsen war der Sohn eines Bauern.

Häuserbau in London.

Wenn man die mächtige Zahl Häuser sieht, die auf allen Seiten in London gebaut werden, so fragt man sich oft: wo sollen die Bewohner dazu herkommen? In Wirklichkeit hält aber die Anzahl Häuser kaum Schritt mit dem Steigen der Bevölkerung, und in fünfzig Jahren muß sich die Zahl der im Jahr 1851 vorhandenen Häuser (307,722) verdoppeln, um mit dem geometrischen Fortschritt der Lebenden Schritt zu halten. Verhältnismäßig scheinen einige Häuser unbewohnt, und der Genus gibt nur fünf Prozent an. Die Zahl der Häuser, die man im Jahr 1852 bauen muß, beträgt 6151, im nächsten Jahre 6268 u. s. f. Denn obwohl die Einwohnerzahl seit zehn Jahren um 21 Prozent gestiegen ist, stiegen die bewohnten Häuser doch nur um 17 Prozent, ein Beweis, daß die Massen entweder dichter auf einander gepackt sind als vor zehn Jahren, oder daß die neu erbauten Häuser bequemer und größer sind. In den ältern Districten Londons sieht man jetzt viele unbewohnte Häuser, wo man noch vor wenigen Jahren fast um keinen Preis eine Wohnung mietten konnte, und man muß also daraus schließen, daß die Einwohner schlechter logirt und die Häuser stärker angepflöpft sind, als ehemals. Die Angaben über die vorhandene Häuserzahl sowohl, als die über die künftige zu bauenden Häuser sind aus den Berichten des Generalregistrators gezogen.

Reflexion.

Wo Herzen sich an Herzen schließen,

Wie ruhig und wie heiter fließen

Die Tage da zum Abend hin;

Doch, wo die Selbstsucht gackernd brühet,

Der Geiz nur todte Schätze hütet,

Da ist Morast bis an das Kinn.

Denkzettel.

Der Wahrheit Lust ist, Wahrheit zu verbreiten;

Die Lüge nur kann für die Lüge streiten.

Salbitten.

Leben ohne Liebe,
Gunst und keine Triebe.
Leben ohne Geld,
Wohlthun vor der Welt.
Liebe ohne Treue;
Besserung ohne Reue.
Heirath ohne Brod,
Freundschaft vor der Noth.
Tugend ohne Probe,
Urtheil nach Gard'robe.
Jugend ohne Zucht,
Alter ohne Frucht.

Schönheit ohne Tugend,
Krankheit in der Jugend.
Amt und kein Verstand,
Glück am Grabesrand.
Brüderschaft beim Weine,
Im Paradies alleine.
Suppen ohne Salz,
Studium bis an Hals.
Allich von Geblüte,
Doch nicht von Gemüthe.
Beten ohne Fleisch,
Kämpfen ohne Preis.

Küsse wider Willen,
Zucker über Pillen.
Kräfte ohne Muth,
Nichts ohne Sat.
Freiheit stets bedrohte,
Vivats nach dem Tode.
Leben ohne Duft,
Blumen auf der Gruft.
Das sind lauter Dinge,
Nutzlos und geringe.
S. G.

Miscellen.

× Die Frauen müssen dem Hermelin gleichen, welcher den Verlust seiner Freiheit weniger als die geringsten Flecken scheut.

Cervantes.

× Wir gestehen kleine Fehler ein, um zu überreden, daß wir keine großen Fehler haben.

de la Rochefoucauld.

× Es gibt kein wahres Glück,
Als mit der Wirklichkeit sich froh bescheiden,
Als nicht beneidet seyn und nicht beneiden.

Halm.

Maritäten Kästlein.

○ Ludwig XIV., König von Frankreich, geboren am 5. Septbr. 1638, gestorben am 1. Septbr. 1715, fragte einst den Marschall d'Uxelles, warum er sich nicht verheirathe. „Sire,“ antwortete dieser, „weil ich noch kein Weib gefunden, dessen Mann, und noch keinen Menschen, dessen Vater ich seyn möchte.“

○ Welch eine glückliche Stadt ist doch Paris! Wein und Milch fließen in Strömen auf den Straßen, jeden Morgen verdankt man den Stadtergeanten eine Verwirklichung der Feenmärchen vom Schlaraffenlande. Paris ist die Stadt der Mirakel, denn Jedermann besitzt dort die Gabe, Wunder zu thun; die Gewürzkramer verwandeln das Stärkemehl in Pfeffer, und Sandstein in Salz; die Weinhändler verwandeln das Wasser in Wein, und die Milchweiber machen theures Obers daraus. Es giebt keine Mirakel, welche die gewerbleißigen Pariser nicht erneuern. Die Bäcker machen drei zweispändige Brode aus vier Pfund Teig, (dieses Kunststück versteht man anderwärts auch); ein anderer Tausendkünstler säet, bauet und erntet diverse Kohlgattungen, um Taback daraus zu machen. Ein anderer Tabackhändler nimmt zerstoßenes Glas zu seinem Schnupftaback. Glücklicher Weise aber wird dieser Unfug durch einen Nachbar angezeigt, der seinen Taback aus Eichenrinde und Arsenik macht.

○ Die Medizin bringt gewiß sehr viel Licht in die Welt, denn durch sie wird die Menschheit sehr erleuchtet.

○ In einer Gesellschaft witzelte kürzlich ein junger Mann über das Actienwesen; da trat ein Banquier tief empört auf ihn zu und sagte: „Sie liebloser Mensch! Ihnen ist doch Nichts heilig!“

○ Ein Bauer bei Hull, in England hatte vor Kurzem den drolligen Einfall, sich eine Frau durch einen seltsamen Anschlagzettel verschaffen zu wollen. Als Sonntags der Gottesdienst beendet war, stellte er sich auf dem Platze vor der Kirche auf und trug auf seinem Hute einen großen Druckzettel mit folgenden Worten: „Ich suche eine Frau mit etwas Geld, um nach Amerika zu gehen!“ Ob sich eine Chelustige gefunden, darüber schweigt der „Advertiser“ von Hull.

○ Unsern jungen Stuzern droht jetzt eine gefährliche Mode! — Die Schneider sind nämlich übereingekommen, Bournus, Paletots u. s. w. nur — gegen Baarzahlung zu machen!

○ Papiere ohne Werth. Die Stadt Pesth hat dem Fürst Paskewitsch das Ehrenbürgerrecht verliehen. Das Diplom wurde dem Fürsten in einem Packet per Post zugesandt, das

man, um eine Portoermäßigung zu erzielen, mit der Aufschrift Papiere ohne Werth versehen hatte.

○ Die Fabel vom grünen Esel kennt jedes Kind, aber das Geschichtchen vom grünen Referendar ist wohl noch Niemanden bekannt, und doch ist es eben so lehrreich als wahr. Es spielte nämlich ein junger Referendar bei einer schönen Färberei den Angenehmen. Der Färber aber, welcher den Andeter seiner Ehehälfte sehr unangenehm fand, ergriff den girenden Seladon und — tauchte ihn so gründlich in einen mit Farbe gefüllten Bottich, daß der unglückliche Liebhaber grün wie eine Eidechse wieder auftauchte. Die Farbe war echt und das Gesicht bis zu den Ohren, Hals, Stirn und Hände so echt und prächtig smaragdgrün gefärbt, daß der Referendar wohl grün bleiben wird, bis das Zellgewebe der Haut sich erneuert und die natürliche Fleischfarbe wieder hervortreten läßt.

○ Auf den französischen Buchhandel ist folgende treffende Grabchrift verfertigt: „Hier liegt der französische Buchhandel, gestorben an den Ausschweifungen des Romans und der Journalistik; seine trostlose Wittwe wird nun das Geschäft fortsetzen. Wie wird denn die Grabchrift des deutschen Buchhandels lauten, der eine solche auch bald brauchen dürfte?“

○ Ein so eben in Paris angekommener Fremder bat einen ihm auf der Straße begegnenden Gamin, ihm den Weg nach der Polizei-Präfectur zu zeigen. „Gehen Sie nur gegenüber in den Goldarbeiterladen, und nehmen Sie ein silbernes Vestek, so wird man Sie augenblicklich dahin führen.“

○ „Wollten wir nicht auch dem Verne gegen Aufwand bei Leichenbegängnissen beitreten?“ fragte eine Frau ihren Gatten. — „Nein!“ gab dieser zur Antwort, „denn bei deinem Begräbniß will ich erst rechten Staat mit dir machen.“

Räthsel.

Den größten, frechsten Bösewicht,
Dem Lieb und Mitleid nicht im kalten Herzen wohnen,
Zu dem umsonst die Tugend spricht,
Den das zertrümmerte Geschick von Millionen,
Den weder Fluch noch Thräne rührt —
Eins kann ihn endlich doch wohl rühren;
Dann wird man auch bei ihm, daß er ein Mensch war, spüren,
Bei ihm, bei dem man sonst nichts Menschliches gespürt.

Charade.

Habe der Wünsche noch so viel,
Mit dem Ersten erreichst du dein Ziel.
Das Erste vor Unfall und Raub zu schützen,
Können die Letzten oft trefflich dir nützen.
Hast du das Ganze, das Erst' aber nicht,
So achten dich sicher die Geizigen nicht.

Auflösung der Charade in No. 99:

Buttermilch.